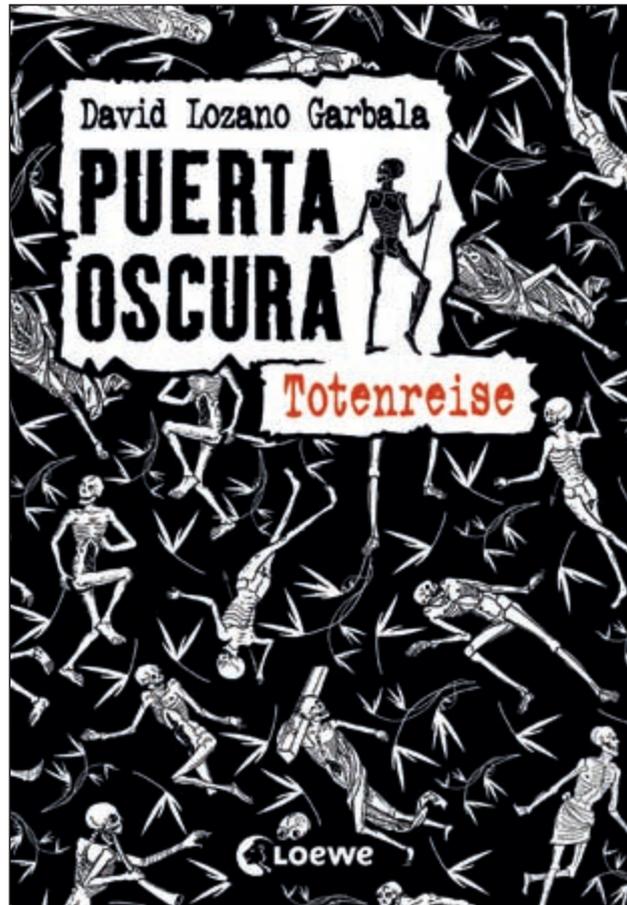




Unverkäufliche Leseprobe

David Lozano Garbala
Puerto Oscura – Totenreise
(Band 1)



aus dem Spanischen übersetzt von Susanna Mende
15,0 x 21,5 cm, Hardcover
608 Seiten, Juni 2010
19,95 EUR [D], 20,60 EUR [A], CHF 33,50
ISBN: 978-3-7855-6863-7
www.loewe-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2010 Loewe Verlag, Bindlach



PASCAL LAG AUF dem alten Sofa im Wohnzimmer seiner Großmutter und sah fern, als auf einmal Licht vom Flur hereinfiel. Verwundert wandte er den Blick vom Fernseher ab. Die Lampe im Badezimmer war angegangen und flackerte und zuckte, als würde sie jeden Moment durchbrennen. Er richtete sich auf. Was war das? Seine Großmutter war längst schlafen gegangen, und gewöhnlich schlief sie fest und tief, nichts konnte sie stören.

»Großmutter?«

Pascal bekam keine Antwort. Er stellte den Fernseher leiser. Das weiße Zucken erhellte noch immer das dunkle Zimmer, und er fragte noch einmal: »Großmutter? Bist du das?«

Niemand antwortete. Pascal wurde unruhig, irgendetwas stimmte nicht. Er stand auf, um nachzusehen.

Das Licht der Neonröhre im Bad flackerte in den Flur und ließ die alten Porträts an den Wänden gespenstisch lebendig erscheinen. Die hohe, gewölbte Decke, typisch für alte Pariser Häuser wie dieses, verstärkte die unheimliche Wirkung noch. Pascal bekam Angst, wenn er es auch nie zugegeben hätte.

Er sah, dass die Schlafzimmertür geschlossen war; Großmutter schlief also. Wie war nur das Licht im Badezimmer angegangen? Und warum flackerte es so?

Pascal drückte auf den Schalter im Flur, doch die kleinen Wandleuchten reagierten nicht. Er schluckte. Was war nur los? Seine Halsschlagader pochte und er spürte seinen Herzschlag. Langsam ging er zu der halb geöffneten Badezimmertür, von wo das Flackern kam.

Er streckte die Hand aus und stieß vorsichtig die Tür auf. Ein klagendes Quietschen ertönte, endlos lang gezogen, bis die Klinke an die gekachelte Wand schlug. Pascal blickte zu der Neonröhre an der Decke, die noch immer gegen ihr endgültiges Erlöschen ankämpfte. Das Geräusch, das sie machte, erinnerte ihn an das Sirren von UV-Lichtfallen, die Insekten töteten.

Da war niemand. Pascal piffte leise durch die Zähne, um seine Anspannung zu vertreiben; vergeblich. Er hob den Arm und betätigte den Lichtschalter: nichts. Die Leuchtstoffröhre erlosch nicht, zuckte einfach weiter.

Er begriff das nicht, Panik begann in ihm aufzusteigen, doch er riss sich zusammen; immerhin war er schon fünfzehn und kein kleiner Junge mehr. Irgendeine rationale Erklärung würde es dafür schon geben.

Pascal betrat das Badezimmer und versuchte, seinen Herzschlag zu beruhigen. Er drehte sich um die eigene Achse; alles war wie immer. Als er in der Bewegung innehielt, entdeckte er seine schlanke Silhouette im Fenster, ein Bild, das mit dem Flackern der Neonröhre auftauchte und wieder verschwand. Er trat ein wenig näher, betrachtete seine knöchigen Schultern, den schmalen Hals, die blassen Wangen. Seine grauen Augen, die beinahe unter den langen schwarzen Haaren auf der Stirn verschwanden, blickten ängstlich.

Pascal senkte den Blick, wie er es immer tat, wenn ihn etwas verunsicherte, das es zu tarnen galt und niederzukämpfen. Doch diesmal half es nichts und er blickte wieder auf. Hinter ihm erhellte derselbe blinkende Lichtschein den großflächigen Spiegel über dem Waschbecken.

Er wollte sich eben umwenden, als etwas Seltsames geschah: Der Spiegel beschlug, als hätte gerade jemand heiß geduscht. Langsam drehte er sich um; das musste er sich genauer ansehen.

Mit einem Schritt war er am Waschbecken. Tatsächlich war die große Spiegelfläche vollständig beschlagen. Und dann, auf einmal, bildeten sich fünf Streifen. Sie waren schmal und ungleichmäßig und verliefen vertikal.

Was war das?

Erschrocken bemerkte Pascal, dass die Linien auf dem feuchten Belag von den Fingern einer gespreizten Hand stammten, die auf der anderen Seite langsam über den Spiegel glitt. Er ging noch näher heran und suchte sein Bild.

Nichts.

Aber dann: Zwischen den fünf Streifen – entdeckte er ein regloses Frauengesicht, das ihn aus der Dunkelheit heraus anblickte!

Pascal schrie auf und wollte zurückweichen, doch dafür blieb ihm keine Zeit. Plötzlich drangen die Arme der Gestalt durch das beschlagene Glas und streckten sich nach ihm aus – was auf der Spiegeloberfläche Wellen auslöste, als hätte sich diese in eine ölige Flüssigkeit verwandelt.

Eisige Hände packten sein T-Shirt mit überraschender Kraft und versuchten, ihn auf die andere Seite zu ziehen. Pascal ver-

lor das Gleichgewicht. Er kippte nach vorn, stürzte mit dem Oberkörper in den Spiegel und schaffte es im letzten Moment, sich am Rahmen festzuklammern, um nicht von der gelatineartigen Oberfläche verschlungen zu werden.

So verharrte er wie zwischen zwei Welten, als beugte er sich über eine gefährliche Fensterbank in einen Abgrund. Pascals Blick bot sich eine undurchdringliche Finsternis, und in der Mitte des weiten Raums stand jene Person, die eben noch versucht hatte, ihn auf ihre Seite zu ziehen. »Du bist der Wanderer«, behauptete die seltsame Gestalt. »Hilf mir ...«

Die Frau, die schon ziemlich alt war, weinte.



1

AM 26. OKTOBER machte Dominique He-
rault seinem Freund Pascal den ungewöhnlichen Vorschlag,
eine Wahrsagerin aufzusuchen. Einfach so, aus Spaß. Pascal
wusste nicht so recht, was er davon halten sollte. Sollten sie
sich von einer zwielichtigen Hexe etwas über ihre Zukunft er-
zählen lassen? Schon eine witzige Vorstellung ... aber auch ir-
gendwie beunruhigend.

Allerdings gab es etwas, das er wirklich gerne wissen wollte.
Und das war, ob Michelle Tazuin sich endlich für ihn entschei-
den würde. Wochenlang hatte er es vor sich hergeschoben, um
dann endlich, am Tag zuvor, den Mut zu finden und ihr zu sa-
gen, dass er total in sie verknallt war. Bisher waren Dominique
und er nur locker mit ihr befreundet, wie mit einem Kumpel
eben, doch das hatte ihn, Pascal, nicht davon abhalten können,
endlich damit herauszurücken, was er wirklich für sie emp-
fand. »Könntest du dir vorstellen ...«, hatte er gefragt, »dass wir
beide ...«, und den Satz nicht beendet. Seither wartete er mit
quälender Ungeduld auf ihre Antwort.

Michelle sah unheimlich gut aus, doch außerdem war Pascal

fasziniert von ihrer Willenskraft, ihrer klaren Beobachtungsgabe und ihrem Gefühl für Gerechtigkeit und Verantwortung gegenüber anderen. Sie war in allem so anders als er.

An ihrer Seite fühlte er sich sicher, und das machte sie sowohl interessant als auch unnahbar. Doch eine richtige Beziehung zueinander konnte auch Stress bringen. Wäre Michelle bereit, sich darauf einzulassen?

Dominique hatte nicht gerade positiv auf seinen Vorstoß bei Michelle reagiert, das war nicht zu übersehen gewesen, denn der Freund war jemand, der sonst über alles lachte, doch diesmal war er ernst geblieben. Es war klar, wenn Michelle Ja sagte, würde sich ihr beider Verhältnis ändern. Auch wenn er Dominiques Reaktion ein wenig egoistisch fand, warf Pascal es ihm nicht vor. Das würde vorbeigehen, er konnte einfach nicht lange sauer sein.

»Wenn das Leben sowieso nur kurz ist, wozu das Leiden unnötig verlängern?«, pflegte Dominique in schwierigen Situationen zu sagen. Pascal hoffte, dass sich sein Freund auch diesmal an diese Philosophie halten würde. Er selbst war sich seiner Sache jedenfalls sicher: Wenn es um Michelle ging, war kein Hindernis zu groß.

Schon seit Monaten raubte sie ihm den Schlaf, ging ihm einfach kaum aus dem Kopf, und schließlich konnte er nicht mehr anders, als mit seinem Geständnis ihr bisher normales, freundschaftliches Verhältnis zueinander zu riskieren.

Michelle hatte vor Überraschung nur mit einem zögernden »Ich brauche ein wenig Zeit, um darüber nachzudenken, ich will das, was wir haben, nicht aufs Spiel setzen« geantwortet. Pascal wäre eine etwas deutlichere Antwort lieber gewesen

(vor allem, wenn es sich um ein Ja gehandelt hätte), doch zumindest hatte er kein endgültiges Nein bekommen. Wenn Michelle sich nicht sicher war, dann offenbar, weil auch sie etwas für *ihn* empfand, das über bloße Freundschaft hinausging. Und diese Wahrsagerin, die sie aufsuchen würden, könnte ihm vielleicht einen Hinweis darauf geben, wie Michelles Antwort letztlich ausfallen würde.

Sie standen vor einem schmutziggrauen Gebäude in einer der ältesten Ecken von Paris, der Stadt, in der Pascal mit seinen Eltern lebte, seit sie Spanien vor zehn Jahren verlassen hatten. Dominique und er waren über einen Durchgang, den *Impasse de l'Hôtel d'Argenson*, dorthin gelangt, in eine enge Gasse im Viertel *Le Marais*.

Alles hier machte einen heruntergekommenen, schmutzigen Eindruck, und so zögerten die beiden, ob sie wirklich das Haus betreten sollten. Doch nun waren sie einmal hier: Pascal mit seiner dunklen Lederjacke und den tief sitzenden Hühthosen, an deren Bund die Unterhose hervorsah, und Dominique mit weit geschnittenen Skaterklamotten, der Kappe und einem wie immer coolen Gesichtsausdruck in seinem Rollstuhl. Sie sahen sich an.

»Nun los! Nur mutige Männer gehen in die Geschichte ein«, versuchte Dominique den Freund aufzumuntern.

»Das hat nichts mit Mut zu tun, wenn man etwas macht, von dem nicht klar ist, was es bringt; es ist eher Leichtsinn«, beeilte sich Pascal zu korrigieren. »Ich bin gerne ein Feigling. Das weißt du genau.«

Pascal war bei Weitem nicht so draufgängerisch wie sein Freund. Trotzdem hatte er sich hierherschleifen lassen ... und

nun also begaben sie sich in den Keller des alten Hauses, wo sich die Wohnung der Wahrsagerin befand. Ein junger, ungehenker Typ, der noch keine zwanzig war, kassierte den geforderten Betrag und führte sie dann wortlos zu ihr.

»Danke, Edouard«, sagte sie zu ihm. »Und jetzt pass genau auf, was ich tue: alles ist wichtig.«

Besagter Edouard gehorchte und blieb neben ihnen stehen. Pascal und Dominique schlossen daraus, dass er wohl so etwas wie ein Lehrling der Wahrsagerin war, was ihnen ein ungläubiges Lächeln entlockte. Gab es tatsächlich Leute, nur ein paar Jahre älter als sie, die daran interessiert waren, das zu lernen? Zumal, wenn man sich so umsah, es sich nicht gerade um eine lukrative Beschäftigung zu handeln schien. Schließlich hielt die Alte ihre spiritistischen Sitzungen in diesem dunklen Keller ab, alles hier war feucht und muffig.

Allerdings sah sie tatsächlich wie eine Hexe aus. Ihr schwerer Körper steckte in einer bunten Tunika und die dicke Haar­mähne stand wild von ihrem Kopf ab. Sie begrüßte die beiden Jungen mit ernster Miene und kam gleich zur Sache. Sie ignorierte das Zögern ihrer jungen Kunden, wies Pascal an, sich zu setzen, und eröffnete die Sitzung, indem sie mit ihren Händen eine Kristallkugel umfasste, die auf dem Tisch vor ihr sanft schimmerte.

Gebannt sahen die beiden zu. Pascal konnte es nicht vermeiden, die Finger der Hexe anzustarren: Sie waren spindeldürr und die langen Nägel sahen aus wie krumme, verbogene Haken.

Offenbar für den Fall, dass die beiden Besucher an ihren übernatürlichen Fähigkeiten zweifeln könnten, begann sie,

Aussagen über sie zu machen. Ihre Augen wanderten zwischen ihnen hin und her.

»Du«, sie blickte bohrend auf Dominique, »kannst wegen einer Krankheit seit zwölf Jahren nicht mehr gehen.«

Dominique blieb der Mund offen stehen; das hatte er nicht erwartet. Da er im Rollstuhl saß, war seine Behinderung nicht zu übersehen, aber sie hatte den genauen Zeitraum seiner Erkrankung genannt. Woher wusste sie das? Trotzdem war er nicht bereit, sich darauf einzulassen; irgendein Schwindel musste dahinterstecken.

Pascal hielt den Atem an, als die Wahrsagerin ihren Blick nun auf ihn richtete. Doch wurde ihr Gesichtsausdruck jetzt weicher, als sie ihm zuflüsterte: »In deinen Adern fließt spanisches Blut, stimmt's?«

Pascal nickte stumm; sein Vater war Spanier, und er selbst war in Spanien geboren. Für den Anfang war das nicht schlecht.

»Der alten Daphne entgeht nichts.« Sie sprach heiser und krächzte, als wären ihre Stimmbänder verrostet. »Ich sehe viel mehr, als ihr denkt«, sagte sie, »ich kann in euch hineinschauen.«

Dann forderte sie ihre Besucher auf, näher an den Tisch heranzurücken. Sie gehorchten.

»Was wollt ihr wissen?«

Pascal zögerte nicht lange.

»Ich ...«, begann er vorsichtig und sah verstohlen zu Dominique herüber, »also, ich habe einer Freundin gesagt, dass ich in sie ... nun ja, mächtig verliebt bin, und ob sie sich vorstellen könnte ...« Wie gestern beendete er den Satz nicht.

Trotz seiner Anspannung merkte Pascal seinem Freund erneut ein gewisses Unbehagen bei diesem Thema an. Eifersucht aus Freundschaft? Wenn Michelle sich für ein Ja entschied, würde er Dominique schon zeigen, dass die Freundschaft zwischen ihnen nicht in Gefahr war.

Über das runzelige Gesicht der Wahrsagerin ging ein Lächeln.

»Die Liebe ...«, sagte sie und blickte versonnen, während sie sechs Karten aus ihrem Rock hervorholte und auf den Tisch legte. »Die Liebe ist eine der größten Kräfte der Natur. So viele Dinge sind aus Liebe geschehen ... Großzügige Opfer sind gebracht, aber auch schreckliche Verbrechen sind in ihrem Namen begangen worden.«

Die Beleuchtung in diesem Kellerraum bestand lediglich aus dem Schein mehrerer Kerzen, ihr Flackern lief über die Wände. Edouard, der »Lehrling«, verhielt sich ganz still. Daphne beschränkte sich nun eine Weile darauf, mit ihren knöchernen Fingern über die leuchtende Kristallkugel zu gleiten und tief in sie hineinzuschauen. Schließlich lehnte sie sich zurück und hob zwei von den Karten auf, die vor ihr lagen.

»Das Mädchen heißt Michelle, nicht wahr?«

Dominique und Pascal nickten verblüfft.

»Die Antwort des Mädchens kann ich nicht ausmachen, denn etwas ... etwas schiebt sich dazwischen, lässt mich nicht richtig sehen.«

Pascal, der den Worten der Hexe wie gebannt lauschte, bemerkte, wie sein Herz kurz aussetzte. Abgesehen von der fehlenden Antwort: Was hatte die Alte da in der Kugel gesehen?

»Ich erkenne undeutlich ... ich erkenne dunkle Wolken, die

sich über uns schließen«, flüsterte Daphne, während ihre Finger über die Kugel fuhren. »Und eine weite Reise, die für einen von euch kurz bevorsteht. Eine Reise, bei der diese Michelle ebenfalls dabei sein wird, ich kann es nur nicht genauer sehen. Das ist merkwürdig ...«

Dominique in seinem Rollstuhl verspürte angesichts dieser Worte das Bedürfnis zu lächeln. Doch das ernste Gesicht seines Freundes hielt ihn davon ab. Eine Reise, die kurz bevorstand. Er hatte seine Zweifel. Die Herbstferien gingen diese Woche gerade zu Ende, und die nächsten Ferien gab es erst in ungefähr zwei Monaten. Damit war die Schwindlerin für ihn aufgefliegen. Allerdings – sie hatte Michelles Namen erraten!

Die Wahrsagerin hob jetzt ihren Blick und sah Pascal durchdringend an.

»Du bist derjenige, der die Reise unternehmen wird«, behauptete sie. »Zweifellos. Und wie ich schon sagte: Deine Freundin wird dich auf deinem Weg begleiten.«

Na ja, wenn ich mit Michelle rechnen kann, ist es ja halb so schlimm, dachte Pascal. Und laut wollte er wissen: »Mit dieser Reise ist also keine ... keine Beziehung zwischen uns beiden gemeint?«

»Nein«, sagte die Wahrsagerin entschieden.

Dominique schien sich über die Information zu freuen, was Pascal, der jetzt nervös auf seinem Stuhl hin und her rutschte und Daphne erneut fragend anblickte, etwas störte. Ob wahr oder nicht – erzählte ihm die Frau auch alles, was sie da irgendwie herausfand, oder behielt sie etwas für sich? Der Besuch bei dieser Wahrsagerin, den sie aus Jux begonnen hatten, verlief ganz anders, als sie gedacht hatten. Er würde hier nicht

nur weggehen, ohne Michelles Antwort erfahren zu haben, sondern noch mit einer weiteren Unbekannten. Einer Reise.

»Können Sie das Ziel der Reise ausmachen?«, erkundigte sich Dominique, um festzustellen, wie weit diese Daphne mit ihrer Flunkerei gehen würde. »Wenn Sie schon nicht sagen können, wie sich Michelle entscheiden wird ...«

Daphne setzte ein gezwungenes Lächeln auf.

»Keine Kristallkugel der Welt kann das Ziel deiner Reise zeigen«, erwiderte sie ausweichend und blickte Pascal kurz an. »Du wirst dich an einen Ort begeben, der auf keiner Karte verzeichnet ist ...«

Plötzlich durchfuhr sie ein Zittern und sie verstummte. Mehr wollte sie nicht preisgeben, denn es war schrecklich, was sie gesehen hatte, und noch wusste sie auch nicht, wie sie es deuten sollte. Zu verworren waren die Bilder, noch immer ohne inneren Zusammenhang. Doch eines war klar: Schwere Prüfungen würden diesen Jungen auf seinem Weg erwarten.

Pascal spürte deutlich, dass da etwas war, was sie verschweigen wollte. Doch irgendetwas trieb ihn, weiterzufragen. »Hat dieser abgelegene Ort«, seine Stimme klang belegt, »an den ich angeblich reisen soll ... hat er trotzdem einen Namen?«

Die Miene der Wahrsagerin versteinerte. Auch Dominique wartete gespannt, und plötzlich lief ihm ein Schauer über den Rücken. Das war nicht mehr lustig.

Daphne griff erneut in die Rocktasche und förderte einen Stapel Tarotkarten ans Licht, fügte die anderen, die vor ihr auf dem Tisch lagen, hinzu und begann sie zu mischen. Dann verteilte sie sie verdeckt auf dem Tisch, und ihr rechter Zeigefinger schob eine davon beiseite.

»Willst du es wirklich wissen?«, fragte sie Pascal in einem letzten Versuch, sich davor zu drücken. »Manchmal ist es besser, sich von den Ereignissen überraschen zu lassen. Man ist fast nie für das Schicksal bereit.«

Kaum merklich nickte er, und die Wahrsagerin drehte langsam die geheimnisvolle Karte um, die sie mit ihrer Hand verdeckt hatte.

Allen drei stockte der Atem; auf der Karte war ein Skelett abgebildet, halb in ein Tuch gehüllt, das eine Sense auf der Schulter trug. Es war der Tod.



2

KAUM WAREN DIE Jungen aus ihrem Kellergemach verschwunden, hatte Daphne auch ihren Lehrling Edouard fortgeschickt. Sie wollte allein sein und darüber nachdenken, was sie gesehen hatte. Doch je mehr sie sich den Kopf zermarterte, desto weniger wusste sie damit anzufangen, und für diesen Tag gab sie es auf, mehr aus den Bildern der Kristallkugel herausdeuten zu wollen.

Doch in den nächsten Tagen erhielt Daphne weitere rätselhafte Zeichen, die sie nicht deuten konnte. Außerdem schlief sie schlecht. Wie war die geheimnisvolle Reise dieses spanischen Jungen zu verstehen? Würde er etwa bald sterben? Würde sich in Paris etwas Übernatürliches ereignen? Auf ihren Streifzügen durch die Winkel der Stadt konnte sie eine große Energie spüren. Schon lange war sie nicht mehr so unruhig gewesen.

Auch heute war sie wieder unterwegs. Es wurde schon dunkel und die Kälte machte sich bemerkbar. Daphne hüllte sich fest in ihre weiten, bunten Kleider, in denen sie bei den Fußgängern, die ihr begegneten, wie stets verwunderte Aufmerk-

samkeit erregte. Sie überquerte gerade den *Place Joachim du Bellay*, mit seinem Brunnen der Unschuldigen in der Mitte, als plötzlich lautes, klägliches Kinderweinen erklang, das in der Weite des Platzes laut widerhallte. Das Weinen steigerte sich zu durchdringenden Schreien, die beinahe die Fensterscheiben der umliegenden Gebäude zum Bersten brachten. Der Himmel hatte währenddessen eine purpurne Färbung angenommen, und die Wolken wurden von einem kräftigen Wind getrieben.

Erschrocken blieb Daphne stehen. Sie drehte sich einmal um sich selbst und suchte nach der Richtung, aus der die Schreie kamen. Sie konnte nichts Ungewöhnliches entdecken, kein Kind war in der Nähe. Wer schrie da nur? Und was noch erschreckender war: Warum bewegten sich die wenigen Passanten um sie her, als wäre nichts geschehen? Warum reagierten sie nicht auf das Weinen, das über den Platz hallte? Womöglich sahen und hörten die Leute nichts, was nur bedeuten konnte, dass das, was sie vernahm, nicht von dieser Welt war, dass nur eine Person mit übersinnlichen Fähigkeiten es wahrnehmen konnte.

Daphne war alarmiert. Eine Gänsehaut lief ihr über den Rücken. Sie war eine mutige Frau, doch nun griff sie nach dem schützenden Amulett, das sie stets um den Hals trug, und hielt es fest umklammert; sie hätte dem Spuk mit ihren Kräften gern ein Ende bereitet, doch war es für sie nicht ungefährlich. Schließlich würde sie damit offenkundig machen, unfreiwillig zur Zeugin dieses Vorgangs geworden zu sein. Und sie wusste nicht, was dahintersteckte ...

Minuten vergingen, bis sie allein auf dem Platz war. Und nun

geschah ein Zweites. Plötzlich stürmten Bilder auf sie ein, die sie schwindelig machten, die sie in Trance versinken ließen, und im Geiste reiste sie in eine andere Dimension von Paris.

Die Schreie der unsichtbaren Kinder wurden immer lauter, und das Echo ihrer hohen Stimmen erklang wie in Wellen. Daphne, die wie gelähmt war, spürte jetzt ein heftiges Beben unter ihren Füßen, und ein paar Sekunden später bildeten sich in der Mitte des Platzes, vorbei an dem Brunnen der Unschuldigen mit seinen Stufen, tiefe Risse, wie bei einem Erdbeben.

Sie wurden breiter und breiter, und endlich gaben sie den Blick auf ein unerwartetes Bild frei: Grabsteine und Knochen. Daphne erbleichte, und ihr fiel wieder ein, dass dieser Platz sich über einem alten Friedhof befand, der vor über zweihundert Jahren geschlossen worden war. Wie konnte sie das nur vergessen?

Die Schreie wurden noch lauter, doch Daphne nahm sie kaum mehr wahr, mit weit aufgerissenen Augen starrte sie jetzt den Brunnen auf dem Platz an, aus dem es trotz des heftigen Bebens noch immer sprudelte. Es war Blut. Ein zäher roter Strom, der über die Treppenstufen hinablief und sich weit ringsum über den Boden ergoss.

Und jetzt konnte sie die weinenden Wesen sehen. Und zum ersten Mal erfuhr sie, was wirkliche Angst war.

Die Ellenbogen auf die Knie gestützt, saß Pascal am Straßenrand und wartete mit abwesendem Gesichtsausdruck auf seine Freunde. Da er als Erster am Treffpunkt war, hatte er die Stöp-

sel seines iPod in den Ohren, doch er hörte dem Rap, der gerade lief, nicht zu.

Er nutzte die Wartezeit zum Nachdenken. Auch wenn die Begegnung mit der Wahrsagerin schon ein paar Tage zurücklag, drehten sich seine Gedanken noch immer um ihre seltsame Prophezeiung: eine Reise, die ihn zum Tod führen würde. Sollte das heißen, dass er auf irgendeiner Fahrt sterben konnte, womöglich bei einem Verkehrsunfall? Oder würde er vielleicht einem Toten begegnen? Und was hatte das mit Michelle zu tun? Wieso sollte sie überhaupt in diese Sache verstrickt werden?

Er seufzte resigniert. Das passte nicht zusammen, außer, sie war es, die sterben würde ... Michelle tot? Pascal verwarf augenblicklich den Gedanken. Was für ein Unsinn!

Doch bei allem, was diese verworrenen Vorhersagen auch bedeuten mochten: Mindestens ebenso beschäftigte ihn der Gedanke an die noch immer offene Frage, die er Michelle gestellt hatte. Noch immer hatte er keine Antwort. Michelle. Groß, blond, glattes langes Haar, schlank mit vielversprechenden Rundungen ... Sie war ein Jahr älter als Dominique und er, sechzehn, und besuchte die *Premier*, den ersten Abiturjahrgang an derselben Schule wie sie beide. Sie wohnte im Internat, da ihre Familie in einem Dorf ziemlich weit weg von Paris lebte, und sie gehörte zu den Freaks an der Schule, denn sie stand auf Gothic: Sie trug stets Schwarz und schminkte ihre Augen dunkel. Ihr gefiel alles, was mit Geistern zu tun hatte: Filme, Bücher, Videospiele ... Und sie vertrat ihre Haltung ohne Kompromisse: Vor allem dies unterschied sie von ihm. Wenn Pascal sie beide mit einer Farbe darstellen würde, so

stand ihrem unbedingten »Schwarz« das ihn so anzog, sein ebenso unbedingtes »Grau« gegenüber. Grau, die nichts-sagende Farbe der Mittelmäßigkeit. Und trotzdem machte er sich Hoffnungen ... Gleich würde er sie sehen.

Es war Freitag. Pascal hatte sich für den Nachmittag mit ihr und Dominique verabredet, sie wollten sich an der Pyramide des Louvre treffen, inmitten der majestätischen Gebäude des berühmten Museums, um am Seine-Ufer spazieren zu gehen. Als er sie endlich durch einen der Zugänge von der Metro her auf den Platz kommen sah, erhob er sich und ging ihr entgegen. Sie war gekleidet wie immer: Mantel, Hose und Stiefel in Schwarz, die Augen mit einem Lidschatten geschminkt, der ihrem Gesicht einen teuflischen Ausdruck verlieh, absolut aufregend.

»Was geht ab?«, fragte sie ein wenig befangen, als sie endlich vor ihm stand. Sie musterte ihn einen Moment und lächelte. »Ich weiß, du wartest auf was ...«, sagte sie dann leise. »Aber ich kann dir noch nichts sagen. Schlimm?«

»Nein, natürlich nicht«, erwiderte Pascal, während er seinen iPod verstaute.

Wieder lächelte sie.

»Stimmt nicht. Aber trotzdem danke. Außerdem, wenn ich so drüber nachdenke, dann bedeutete es ja wohl etwas ...«

»Einverstanden, mehr musst du wirklich nicht sagen.« Er sah vor sich hin.

Michelle biss sich auf die Unterlippe: »Egal, wie ich mich entscheide, es darf unsere Freundschaft nicht gefährden. Siehst du das nicht auch so?«

Er nickte wortlos.

»Pascal, was ist mit dir? Du bist irgendwie komisch ...«

Jetzt seufzte er.

»Bin ich nicht! Ich bin vielleicht ein bisschen angespannt, aber ich krieg mich schon wieder ein.«

»Super!« Sie beugte sich zu ihm und gab ihm einen Kuss auf die Wange. »Auf einen Freund wie dich könnte ich nicht verzichten.«

Einen Freund wie mich, wiederholte Pascal in Gedanken. Aber ich möchte mehr. Versteh das doch endlich! Ich möchte mehr!

Da sahen sie Dominique in seinem Rollstuhl auf sie zukommen.

»Hallo, Leute!«, rief er und überwand geschickt ein paar Stufen. »Entschuldigt die Verspätung! Ich hoffe, ihr seid nicht genervt, aber dafür könnt ihr eure Beine benutzen.«

Der zweite Satz passte zu Dominiques unverblümter Art.

»Wie geht's?«, fragte Michelle und beugte sich nun auch zu ihm, um seinen sehnsüchtigen Lippen ihre Wangen hinzuhalten.

»Nicht so gut wie dir, du herzloses Biest. Wenn Pascal dir nicht genügt, kannst du immer noch mich haben ...«

Die Stichelei bestätigte Michelle, dass die beiden Freunde über ihr bisheriges Schweigen gesprochen hatten. Sie beschloss zurückzuschlagen: »Aber Dominique, was weißt du schon von Beziehungen? Ich dachte, deine Spezialität wäre Sex, und das auch noch virtuell. Seit wann interessierst du dich für die echte Liebe?«

»Das kannst du gut, einen Behinderten fertigmachen«, beschwerte er sich. »Jetzt hast du's dir echt vermasselt ...«

Auch wenn es so aussah; Pascal glaubte nicht, dass Dominique die Bemerkung Michelles wirklich witzig fand. Und dahinter stand, dass der Freund, so sehr er es auch zu verbergen suchte, es anscheinend noch immer nicht geschafft hatte, damit klarzukommen, dass sie beide womöglich ein Paar würden. Es war schwer für ihn ...

»Ich habe mich nur gewehrt, Kumpel, mehr nicht«, rechtfertigte sich Michelle, ohne zu bemerken, welchen Konflikt die beiden insgeheim ausfochten. »Und mach nicht so ein Gesicht, wir kennen dich.«

»Nun gut«, gab Dominique nach. »Ich verzeihe dir. Wir schließen für eine Weile einen Nichtangriffspakt, okay?«

Alle waren einverstanden, und während sie über die Schule sprachen, durchquerten sie auf dem Weg zur Seine die Tuilerien, die alten königlichen Parkanlagen, an deren Ende man die schmalen Umrisse des ägyptischen Obeliskens auf dem *Place de la Concorde* erkennen konnte. Pascal trat hinter seinen Freund, um dessen Rollstuhl zu schieben, und bekam dafür ein: »Danke, Darling!«

»Hast du schon mal Lineage II gespielt?«, fragte Pascal, denn er kannte Dominiques Leidenschaft für alles, was mit Computern zu tun hatte, besonders für Online-Computerspiele wie Lineage.

»Selbstverständlich«, antwortete er. »Aber alle meine Gegner sind so schwach, dass ich mich langweile, wirklich. Ich spiele besser allein.«

Michelle und Pascal glaubten ihm, das war keine Koketterie. Sie wussten über seine Computerkünste Bescheid. Er war ein echter Hacker! Informatik, Mathematik und Lesen waren Do-

miniques große Leidenschaften, drei Hobbys, bei denen der Rollstuhl kein Hindernis darstellte; anders war es bei den Mädchen ... »In der virtuellen Welt rennt niemand schneller als ich ...«, hatte er einmal gesagt.

Die Spätnachmittagssonne schimmerte golden, und eine frische Brise, die vom Fluss herüberwehte, kräuselte die Wasseroberfläche der Teiche. Hinter dem Park, am gegenüberliegenden Ufer der Seine, erhoben sich die Fassaden der Gebäude an der *Rue de Rivoli*, einer Luxusmeile mit eleganten Geschäften.

»Michelle, du musst deine Kontakte für mich spielen lassen«, bat Dominique, als sie den Fluss erreichten. »Heute Abend hab ich etwas vor mit euch.«

Pascal war überrascht; er hatte gedacht, sie würden ins Kino gehen.

»Und was soll das sein, dass du sogar Michelles Hilfe brauchst?«, wollte er wissen. Doch es kam keine Antwort.

Ja, Daphne sah sie. Und erkannte sie. Diese Wesen, die weinten und klagten, deren Blut hier hervorkam, waren die Geister der unschuldigen Kinder, Opfer eines grausamen Verbrechens, das weit zurücklag. Der Brunnen, der für sie auf diesem Platz errichtet worden war, trug seinen Namen in Erinnerung an sie. Doch die Bewohner von Paris hatten die Kinder, die Unschuldigen, längst vergessen.

Und diese Geschöpfe blickten sie, Daphne, jetzt an, während sie durch die Luft schwebten und ihr das weit zurückliegende

Massaker wieder in Erinnerung brachten. Der Blutteppich zu ihren Füßen breitete sich aus, langsam, unaufhaltsam, und Daphne spürte durch ihre Schuhe hindurch die ekelerregende Flüssigkeit, wie den tödlichen und langsamen Fluss glühend heißer Lava.

Dieses finstere Schauspiel, das Beben, die Risse im Boden, das Blut, all dies musste eine Nachricht aus dem Jenseits sein, eine Warnung. Daphne, eine erfahrene Interpretin der Sprache verirrter Seelen, hatte nicht den geringsten Zweifel daran.

Sie schloss die Augen und presste ihre Hände auf die Ohren, um die erneut über den Platz hallenden Schreie der Kinder aus dem Jenseits in ihrem Kopf zu dämpfen und aus der Trance zu erwachen. Sie musste in die wirkliche Welt zurückkehren und diese entsetzliche Vision verlassen. Irgendetwas Schlimmes stand in Paris bevor.

Langsam verebten die Schreie, und Minuten später hob sie den Blick und stellte fest, dass der *Place Joachim du Bellay* wieder aussah wie immer. Sogar der Wind, der zuvor darüber hinweggefegt war, hatte sich gelegt. Sie war zurückgekehrt in ihre Dimension. Niemand hatte irgendetwas mitbekommen, niemand beachtete die wunderliche Alte, die mit steinerner Miene den Brunnen anstarrte, um den herum jetzt ein paar Jugendliche Skateboard fuhren.

Zitternd und bleich ließ sich Daphne auf die nächste Bank sinken.

Was konnte das alles bedeuten?

Dominique hatte also heute Abend etwas vor mit ihnen. Neugierig wandte sich Michelle im Weitergehen zu ihm um und lächelte ihn an: Dominique mit seinem Blondschoopf, Oberkörper und Arme kräftig vom jahrelangen Schieben des Rollstuhls, in dem er aufrecht und mit der Würde eines Königs saß. Mit verschwörerischer Miene begegnete er ihrem Blick. Michelle sah seine blauen Augen, mit denen er sie betrachtete; Augen, die stets eine konzentrierte Energie versprühten, eine Energie, die er aufgrund seiner Behinderung auf keine andere Weise als mit schlagfertigen Sprüchen loswerden konnte.

Dominiques Selbstvertrauen wirkte anziehend. Jemand, der sich von seiner vollen Stimme, von seinem strahlenden Lächeln oder seinen witzigen Grimassen beeindrucken ließ, bemerkte den Rollstuhl unter ihm nicht mehr. Michelle passierte das häufig. Und oft war sie überrascht von sich selbst, wenn sie ihrem Freund deshalb die zahlreichen anzüglichen Bemerkungen nachsah.

Das Mädchen ahnte, worum Dominique sie bitten würde.

»Welcher Tag ist heute, ihr Dummköpfe?!«, fragte er herausfordernd. »Einunddreißigster Oktober! Und was geschieht in dieser magischen Nacht?«

Michelle stellte fest, dass sie recht gehabt hatte, doch sie schwieg amüsiert. Ein paar Touristenschiffe durchpflügten das Wasser der Seine, bis sie unter der *Pont Royal* verschwanden.

»Du meinst doch nicht diesen amerikanischen Halloweenquatsch«, bemerkte Pascal.

»Halloween hat ursprünglich nichts mit Amerika zu tun«, wies ihn Michelle zurecht.

»Ach nein, Frau Doktor Tod?« Dominique, der ihr wegen ih-

rer schwarzen Erscheinung diesen Spitznamen gegeben hatte, war überrascht.

»Das glauben die meisten Leute«, erklärte sie, »aber es stimmt nicht. Das Wort Halloween ist die moderne englische Version von All-hallow-Even, was in etwa ›Allerheiligenabend‹ bedeutet. Die ersten englischen und irischen Kolonisten, die nach Amerika kamen, nahmen ihre Bräuche mit, zu denen die Hexennacht vom einunddreißigsten Oktober auf den ersten November gehörte. Irgendwann wurde er in den Vereinigten Staaten zwar mehr als in Europa gefeiert, doch es ist ein europäischer Brauch.«

»Wenn du so gut Bescheid weißt, dann erklär mir auch, wer diese ganze Nummer mit den Toten erfunden hat«, fragte Dominique interessiert.

Wie viele Gothic-Anhänger wusste Michelle über Halloween bestens Bescheid.

»Diese Nacht war das wichtigste Fest der Kelten«, antwortete sie, »es läutete den Anfang des Winters ein. Am Tage holten die Druiden die Mistelzweige für ihren Zaubertrank von den Bäumen. Und nachts loderten zahlreiche große Feuer, die ganze Siedlung versammelte sich und Tiere wurden geopfert. Die Leute zündeten Kerzen an und meinten eine besondere Nähe zu den Verstorbenen zu spüren. Sie glaubten sogar, so die Überlieferung, mit ihnen kommunizieren zu können.«

»Hübsche Geschichte«, erwiderte Dominique. »Aber natürlich hast du dich schlau gemacht. Nicht schlecht. Obwohl ich diese Information in null Komma nichts auch bei Google gekriegt hätte.«

»Ihr beiden habt Halloween doch noch nie gefeiert«, stellte

Michelle fest und übergang das zweifelhafte Kompliment, »und ihr könnt mit Gruselgeschichten nichts anfangen. Deswegen legt ihr euch doch dauernd mit mir an.« An dieser Stelle hielt sie inne und lächelte listig. »Ich weiß längst, worauf du hinauswillst, du mieser Heuchler. Du willst zu der Party.«

Pascal begriff noch immer nicht recht, worum es eigentlich ging.

»He«, beschwerte er sich, »erklärt mir vielleicht mal jemand, worüber ihr redet? Ich verstehe nur Bahnhof.«

»Natürlich, mein Freund«, antwortete Dominique. »Einer von Michelles Goth-Freunden schmeißt eine Party bei sich zu Hause. Und sag jetzt nicht Nein«, er blickte Michelle fragend an, »denn bestimmt bist du eingeladen, oder?«

»Ich streit's nicht ab«, sagte sie lachend. »Ich hätte nur nicht gedacht, dass ihr Lust habt mitzukommen. Seit wann hast du was für Gruselpartys übrig?«

Dominique machte ein verschmitztes Gesicht. »Seit ich aus vertraulichen Quellen weiß, dass die Weiblichkeit dort umfassend vertreten sein wird«, fügte er grinsend hinzu. »Können wir auf deine Unterstützung zählen?«

»Okay, okay, ich nehme euch mit«, willigte Michelle ein. »Die Party findet bei Jules Marceaux statt, um elf. Seine Eltern sind verreist, die Sache klingt vielversprechend. Jeder zahlt fünf Euro für Essen und Trinken. Ach, noch etwas, man muss sich verkleiden.«

»Wie bitte?« Das Letzte gefiel Pascal überhaupt nicht. »Muss das unbedingt sein?«, fragte er und verzog das Gesicht.

Dominique hingegen war begeistert.

»Ist gut, kein Problem. Ich rieche schon all die süße Haut.«

Er tat so, als schnuppere er hungrig in die Luft. »Denkt an die Klugheit der Natur; Raubtiere fressen bei Nacht ...«

»Für mich bist du eher ein Aasfresser als ein Raubtier«, schoss Michelle zurück und zerwühlte sein Haar. »Aber mindestens genauso gefährlich, und mit Rädern!«

»Michelle hat recht, du bist irgendetwas zwischen Hyäne und Geier«, fügte Pascal hinzu und grinste.

»Und du, wenn du nicht bald ein bisschen aus dir rausgehst, irgendetwas zwischen Nonne und Eremit!«, erwiderte Dominique. Und leiser: »Heute Abend will ich sehen, wie du frontal angreifst; so machst du ... einer gewissen Lady Druck.«

Natürlich hatte auch Michelle ihn gehört, und Pascal hätte schwören können, ein kurzes Stirnrunzeln bei ihr gesehen zu haben. Störte sie die Vorstellung, ihn mit anderen Mädchen flirten zu sehen? Das machte ihm Hoffnung.

»Okay, okay.« Es konnte nicht schaden, sie ein bisschen eifersüchtig zu machen. »Ich tu, was ich kann.«

Michelle hatte sich halb abgewendet, sagte jedoch nichts; sie blieb stehen, um auf den Fluss zu schauen. Auch Pascal stoppte und hielt Dominiques Rollstuhl an. Ein paar Meter weiter unten, auf der Promenade, liefen die Leute am Wasser entlang, die Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände in den Taschen.

»Gibt es eigentlich satanische Riten?«, wechselte Dominique das Thema. »In einer solchen Nacht ...«

»Jetzt reicht's aber«, erwiderte Michelle und gab ihm einen sanften Klaps auf die Wange. »Wir Gothic-Fans sind ganz normale Leute! Du änderst dich wohl nie.«

Aber eigentlich wollte Michelle gar nicht, dass sich Dominique änderte. Auch wenn er gern freche Bemerkungen machte,

wusste sie genau, dass all das nur Show war, eine Fassade, um mit seiner Behinderung fertigzuwerden. Ein Versuch, den anderen Jungs ähnlich zu sein. Der wahre Dominique hatte unter der Schale, die er trotzig vor sich hertrug, einen sensiblen Kern, von dem kaum jemand etwas ahnte. Eine Sensibilität, die er außerdem nie zugegeben hätte. Doch Michelle kannte auch diesen Dominique ... Langsam brach die Dunkelheit über der Stadt herein. Und die drei Freunde trennten sich. Dominique und Pascal mussten mit ihren Eltern besprechen, wie lange sie wegbleiben durften, eine Frage, die Michelle dank der großzügigen Bestimmungen des Internats erspart blieb.



3

JULES MARCEAUX GING mit Michelle in dieselbe Klasse, die B der *Premier*, am Pariser Marie-Curie-Gymnasium. Er war groß und schlank, und sein dichtes blondes Haar fiel ihm in das blasse Gesicht, verdeckte halb die vorstehenden Wangenknochen. Gothic-Fan, der er war, begannen seine tief liegenden Augen immer dann zu leuchten, wenn das Gespräch auf Gruselthemen kam.

Jules hatte künstlerische Neigungen und fertigte für sich lebensgroße Monster aus Gummi. Mit seiner kompletten Horrorkollektion von mehr als zwanzig Figuren war er ein echter Freak. Er lebte in der *Rue Chaveau-Lagarde 2*, in der Nähe der *Madeleine*, einer Kirche die man vom Fenster des Salons aus sehen konnte. Das gesamte Gebäude, das vom Ende des 19. Jahrhunderts stammte, gehörte seit Generationen seiner Familie. Neben ein paar Büros und Läden gab es nur eine einzige private Mieterin, der Rest des Hauses wurde von dem Ehepaar Marceaux und dem einzigen Sohn, Jules, bewohnt. Die Marceaux, eine verarmte Großbürgerfamilie, besaßen nicht genügend Geld, um das alte Gebäude zu sanieren; es machte einen

etwas heruntergekommenen Eindruck – was aber Jules und seinen Goth-Freunden absolut gefiel.

Pascal, auf dem Weg zu der ominösen Party, wurde unwillkürlich an die Wahrsagerin erinnert, als ihm ein paar verkleidete Gestalten über den Weg liefen, die offenbar wie er zu einer Halloweenfeier gingen. Er verdrängte den Gedanken an sie jedoch wieder, wollte sich nicht auch noch heute Abend und diese Nacht mit dieser Daphne und ihrer Prophezeiung beschäftigen ... Er war ohne Kostüm unterwegs, angeblich, weil er nichts Passendes gefunden hatte.

Es musste eben auch ohne gehen; warum sollte er sich nur mit irgendeinem albernem Umhang oder Hut oder einer gespenstischen Maske amüsieren können. Natürlich war es das Erste, das er gefragt wurde, als er in der Nähe von Jules' Haus auf seine Freunde traf.

»Und du, warum hast du dich nicht verkleidet?« Michelle sah ihn von oben bis unten an. »Ich habe euch doch gesagt, dass es Bedingung ist.«

»Ich weiß ja«, brummelte er. »Aber ich hatte nichts Brauchbares ... Das war nicht vorgesehen!«

»So viel braucht es ja auch gar nicht.« Dominique zeigte auf sich: ein paar alte Klamotten, die mit roter Farbe beschmiert waren, und ein Plastikdolch an der Seite. »Du musst ein bisschen Fantasie entwickeln, Kumpel.«

Pascal blickte zu Boden und kratzte sich am Hals, eine seiner typischen Reaktionen.

»Die hab ich nicht, wie ihr wisst. Und wenn ich mich verkleide«, er hob den Kopf, »dann als Ungeduldiger.«

Michelle bemerkte den ironischen Unterton, aber sie rea-

gierte nicht auf die Anspielung. Sie ging als Vampirin verkleidet, allerdings trug sie das falsche Gebiss mit den langen Eckzähnen jetzt noch nicht, weil es sie am Sprechen hinderte.

»Mach dir keine Sorgen, Pascal«, sie lächelte herausfordernd. »Bei Jules gibt es einen Haufen alter Klamotten, bestimmt findest du dort etwas.«

»Danke«, sagte er nicht gerade begeistert. »Wenigstens falle ich dadurch auf, dass ich als Einziger nicht kostümiert bin.«

Kurz darauf standen sie vor Jules' Haus. Pascal drückte auf einen der Klingelknöpfe, und eifrig stießen sie das alte blaue Holzportal auf, das sie hineinführte. Es war zehn nach elf, und im vierten Stock hatte die Party bereits begonnen.

An die dreißig als Monster verkleidete Gothic-Fans waren anwesend.

»Woher kommen denn die ganzen Leute?«, fragte Dominique an Michelle gewandt. »In unserer Schule gibt es doch gar nicht so viele Goths.«

»Es sind auch Freunde von anderen Schulen da. Und ein paar von uns kleiden sich auch nur so, wenn sie am Wochenende ausgehen.«

»Wochenendgoths ...«, flüsterte Dominique. »Schlimmer geht's wohl nicht.«

Die Gäste hatten sich über zwei Salons verteilt, in denen zahlreiche Sessel und Sofas standen, und in der Küche war eine Art Buffet errichtet worden. Gläser und Teller waren aus Plastik. Die Zimmer und das alte Mobiliar schrien genauso nach Erneuerung wie das Gebäude selbst.

»Willkommen in meinem bescheidenen Heim.« Jules war zu ihnen getreten und begrüßte sie auf zeremonielle Weise, ver-

kleidet als Dr. Frankenstein und mit einem alten Leuchter in der Hand; von den brennenden Kerzen tropfte das Wachs. Er küsste Michelle zur Begrüßung auf die Wangen. »Und ihr«, wandte er sich an die Jungen, »seid Dominique und Pascal, nehme ich an.«

Er kannte sie vom Sehen, sie waren sich im Gymnasium schon oft begegnet. Jules' Augen funkelten mehr denn je in seinem geschminkten Gesicht. Sie gaben sich die Hand, und die beiden Freunde bedankten sich für die Einladung.

»Bedankt euch bei Michelle, ihr kennt sie ja. Es ist nicht leicht, ihr einen Wunsch abzuschlagen.«

Jules musterte Pascal nun eingehender. »Du bist ja gar nicht angezogen für die Schauernacht«, stellte er fest. »Komm mit, das müssen wir ändern, und zwar sofort. Vor Mitternacht, der Stunde der Toten, musst du so verkleidet sein, dass sich die anderen gruseln.«

»Wir warten hier auf dich«, sagte Dominique. »Mal sehen, ob du es schaffst, uns zu erschrecken.«

»Das bezweifle ich«, erwiderte Pascal düster.

Sein Freund gab ihm einen Klaps auf den Arm. »Mach schon, dein Gesicht hat den Vorteil, dass es einem selbst bei minimaler Veränderung Angst einjagt.«

Pascal erwiderte nichts, und während Dominique und Michelle die Küche ansteuerten, folgte er der hageren Gestalt von Jules, der sich im gespenstischen Schein seiner Kerzen bereits eilig in Richtung Treppe bewegte.

Nachdem sie ein Dutzend hoher Stufen erklommen hatten, blieb der Gastgeber vor einer Tür stehen, die zum Dachboden führte, und öffnete sie. Der Raum war riesig. Er hatte doppelte

Stockwerkhöhe, und dem Staub nach zu urteilen, hatte ihn seit Jahren niemand mehr betreten. Jules stellte den Kerzenständer auf einem Tischchen neben dem Eingang ab und drückte einen Schalter. Das dünne Licht der einzigen Deckenlampe erhellte den Boden nur spärlich.

»In diesem Haus wird nichts weggeworfen«, erklärte Jules. »Deshalb wandert alles, was nicht mehr gebraucht wird, hier herauf und wird vergessen. Mein Urgroßvater und Großvater haben es schon so gemacht, also kannst du dir vorstellen, was sich alles angesammelt hat. Ich glaube, nicht einmal meine Eltern haben eine Vorstellung davon.«

»Verstehe.« Pascal war noch immer nicht so recht motiviert. »Und wo finden wir hier etwas zum Verkleiden für mich?«

»Also, von ein paar Sachen weiß ich, wo sie sind, wie zum Beispiel in der Truhe meiner Urgroßmutter Lena«, er winkte mit der Hand, ihm zu einer riesigen, geschnitzten Truhe zu folgen. »Da drin sind jede Menge Klamotten. Bestimmt findest du etwas für dich, das meiste sind natürlich Frauensachen. Aber du kannst dich ja als Mörderin verkleiden.«

Das fehlte gerade noch, als Frau ... Pascal seufzte resigniert. Aber vielleicht würde ihm die Aufmachung ja auch helfen, mit den anderen Mädchen zu flirten! Könnte er als Mörderin vielleicht Michelle eifersüchtig machen ... Er trat zu der gewaltigen Truhe, die noch viel älter aussah als der Rest des Mobiliars. Jules hob mühsam den quietschenden Deckel und klappte ihn auf. Das Innere quoll über von Kleidern und Hüten, von alten Schuhen und allen möglichen anderen Sachen.

»Mann, das ist wirklich ein Haufen Zeug«, stellte Pascal fest. »Hat deine Urgroßmutter Kleider gesammelt?«

Jules lächelte.

»Nein. Aber sie ist vor genau einhundert Jahren spurlos verschwunden. Eine seltsame Geschichte. Man nimmt an, dass sie ihren Mann, meinen Urgroßvater eben, verlassen hat, und niemand ist ihr je wieder begegnet. Sie hat nichts mitgenommen, deshalb ist alles hier hineingewandert. Familiengeheimnisse.«

»Was für eine Frau!«

Jules lachte laut auf.

»Das kannst du wohl sagen. Hör mal, ich lass dich in Ruhe was aussuchen, ich muss mich wieder um meine Gäste kümmern. Du weißt ja, wo du uns findest, okay? Und beeil dich, es sind nur noch zwanzig Minuten bis Mitternacht, wir wollen auf die Toten anstoßen, und wir vergeben einen Preis für das beste Kostüm!«

»Okay, danke, ich bin gleich wieder bei euch.«

Jules nahm den Kerzenständer und verließ den Dachboden, wobei er die Tür hinter sich schloss. Pascal, der nicht gern allein zurückblieb, war froh über das bisschen Deckenlicht, auch wenn es für die Größe des Raums mit dem abgeschrägten Dach viel zu schwach war. Er beschloss, sich zu beeilen. Er würde es sowieso nicht schaffen, eine anständige Verkleidung zu finden, egal wie lange er suchte.

Auf Zehenspitzen beugte er sich über die riesige Truhe, die so hoch war, dass ihm der Rand beinahe bis zur Brust reichte. Er zog alles heraus, was ihm brauchbar erschien, eine endgültige Auswahl würde er anschließend treffen. Nach ein paar Minuten, in denen er sich durch die staubigen Kleidungsstücke gewühlt hatte, entdeckte er eine angelaufene silberne Kette mit einem silbernen Anhänger daran. Als er nach ihr

griff, geriet sie auf dem glatten Stück Stoff, auf dem sie lag, in Bewegung und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

»Merde!«

Pascal richtete sich auf. Ausgerechnet ... Er klopfte sich den Staub von Hose und Pullover und zog sich dann etwas von den Kleidungsstücken an, die nach dem ersten Aussieben übrig geblieben waren. Als Nächstes stellte er sich vor einen großen Spiegel mit Goldrahmen, der am anderen Ende des Dachbodens auf mehreren Kisten stand. Pascal sah sich an und er fand, dass er ziemlich lächerlich aussah. Was sollte er jetzt machen? Gleich würde es zwölf schlagen, und er musste sich beeilen.

Er beschloss, rasch weiterzusuchen, diesmal aber richtig, also kehrte er zurück zur Truhe. Er krepelte die Ärmel hoch, stemmte sich auf den Rand, schwang sich hinüber und landete auf dem weichen Kleiderberg. Eine dichte Staubwolke stieg auf, Pascal hustete, doch dann tauchte er hinab in die Tiefen der Truhe, um nach der Halskette zu suchen, die ihm so gut gefallen hatte.

Plötzlich vernahm er die Kirchturmuhre der *Madeleine*, die zwölf Mal schlug. Es war Mitternacht. Doch der entfernte tiefe Klang war nicht das Einzige, was ihn überraschte, denn auf einmal hörte er über sich einen lauten Knall, und er saß im Dunkeln. Pascal erschrak, augenblicklich machte sich Platzangst in ihm breit. Der Truhendeckel musste zugefallen sein, doch wie war das möglich? Er war weit zurückgeklappt gewesen und obendrein viel zu schwer. Außer ... außer jemand hatte das mit Absicht getan. Sollte das ein Scherz sein? Oder war jemand auf den Dachboden gestiegen und hatte die of-

fene Truhe gesehen? Das war überhaupt nicht lustig. Er musste unbedingt ans Licht zurück. Vorsichtig tastete er nach dem Deckel und stemmte sich kräftig dagegen. Nichts, das Ding bewegte sich keinen Millimeter.

In diesem Moment wurde die Truhe von einem starken Schaukeln erfasst, das ihn aus dem Gleichgewicht brachte.

Irgendjemand schien das Möbelstück wegschaffen zu wollen. Er verstand das nicht. Ein Halloweenstreich? War er das Opfer?

Ein erneutes heftiges Rütteln schleuderte ihn hin und her, und er schlug mit der Stirn gegen das harte Holz. Er stöhnte vor Schmerz, während er die Arme schützend um den Kopf schlug und sich zusammenkauerte. Die ungeheure Kraft, mit der die Truhe herumgeschleudert wurde und er mit ihr, wurde durch die Kleider, zwischen denen er saß, ein wenig gemindert.

Dann plötzlich war es, als würde jemand die Truhe in die Höhe heben und ruckartig wieder abstellen. Aber das war unmöglich, das alte Teil mit den Klamotten und nun auch mit ihm darin, es musste weit über hundert Kilo wiegen! War das hier ein schlechter Traum? Pascal zwickte sich in die Hand und die Antwort war negativ: Es tat weh.

So unglaublich es war, es passierte wirklich. Das nachfolgende Rütteln und Schaukeln und Drehen vertrieb sämtliche Zweifel; erschrocken stellte er fest, dass auf einmal die Schwerkraft aufgehoben war und der Raum um ihn her sich weitete. Dann begann er in dem Nichts, das ihn umgab, mit wachsender Geschwindigkeit zu rotieren. Sein Magen krampfte sich zusammen, ihm wurde schwindelig und er schrie laut auf.

Wann würde dieser Irrsinn enden? An irgendeinem fernen Ort musste man seinen verzweifelten Schrei vernommen haben, denn so unverhofft, wie es angefangen hatte, hörte das heftige Drehen wieder auf. In seiner Angst und Panik drängte sich die Prophezeiung von Daphne in sein Bewusstsein. Vielleicht war er soeben gestorben, ohne nur das Geringste davon bemerkt zu haben. Aus Angst, das Drehen und Schaukeln würde wieder anfangen, blieb er eine Weile reglos liegen. Er tastete nach seinem Handy und zog es vorsichtig aus der Hosentasche. Er musste Hilfe rufen. Doch das Display verriet ihm: Er war in einem Funkloch.



4

DIE PARTY WAR in vollem Gang. In den beiden Salons drängten sich verkleidete Gestalten und tanzten in Grüppchen – zu Gothic-Rock natürlich. Auf den Sofas saßen mehrere knutschende Paare, die versuchten, dabei ihre dämonische Aufmachung nicht zu zerstören, die sie später ja noch vorführen sollten.

Der Gastgeber vermied elektrisches Licht, stattdessen waren mehrere große Kerzenständer aufgestellt, um eine Beleuchtung wie im neunzehnten Jahrhundert zu schaffen; perfekt zur Totenfeier um Mitternacht.

»Pascal lässt sich ganz schön Zeit.« Mit einem Blick auf sein Handy stellte Dominique fest, dass er ihnen auch keine Nachricht geschickt hatte. »Bei dem Tempo, das er vorlegt, wird ihm auch die Kostümschau entgehen.«

Michelle neben ihm seufzte. Sie wiegte sich, ein Glas in der Hand, im Rhythmus eines düsteren Songs in den Hüften. Im dämmrigen Licht konnte man Jules' Gummimonster ausmachen, die sehr lebendig aussahen.

»Du kennst ihn doch, es ist ihm bestimmt peinlich, in

irgendwelchen alten, ihm vielleicht viel zu großen Klamotten herumzulaufen. Warum ist er nicht einfach mal locker und macht sich einen Spaß daraus?«

Dominique sah das genauso.

»Ja, manchmal ist er einfach zu schüchtern.«

Die beiden wussten, dass Pascals Problem im Grunde nicht seine Schüchternheit war; dahinter steckte tiefe Unsicherheit. Ihm fehlte es an Selbstvertrauen.

»Langsam, Kumpel«, wandte sie ein. »Dein Extrem ist noch schlimmer. Du bist zu ...«

»... genussüchtig? Ist das ein Problem? Genuss ist wichtig. *Carpe diem* heißt ein alter Spruch. Man muss das Leben genießen. Zeit zum Ausruhen hat man, wenn man tot ist.«

Michelle wiegte sich weiter in dem dunklen Sound der Musik. Sie war bereit, Dominiques Spiel ein Stück weit mitzuspielen: Er dachte eigentlich nicht so, jedenfalls nicht so radikal.

»Es gibt noch etwas anderes im Leben als Genuss, Dominique«, sagte sie. »Du kannst nicht alles diesem einen Ziel unterordnen. Das kann nicht gut gehen.«

»Schon möglich.«

»Pascal fehlt es lediglich ein bisschen an Initiative.« Sie lächelte ironisch. »Dir fehlt eine Menge mehr. Also rei dich zusammen.«

»Wie tiefgründig ihr Gruftis doch seid!«, sagte er und tat, als wollte er ihr den Rock hochheben, was sie mit einem Schritt zurück quittierte. »Dieses unvollkommene Wesen schlägt dir vor, Pascal suchen zu gehen.«

Michelle nickte. »Ja, los. Mal sehen, ob wir ihn rechtzeitig zur Kostümschau finden.«

»Und hör auf, so provozierend zu tanzen!«

Erneut lächelte sie.

»Dich macht doch alles an, was sich bewegt und atmet.«

Dunkelheit. Die Minuten verstrichen, und es herrschte völlige Stille. Alles tat ihm weh, das Herz klopfte laut und der Angstschweiß rann ihm in die Augen. Doch er versuchte, sich zu beruhigen. Das Problem war nun, herauszufinden – merkwürdigerweise schien ein Teil der alten Kleidung verschwunden –, welche der Truhenseiten, die er abtastete, der Deckel war. Er hatte keine Ahnung, und ohne das zu wissen, konnte er sich nicht aus dieser rätselhaften Falle befreien. Es ärgerte ihn, dass er nicht einmal ein Feuerzeug hatte, und er begnügte sich mit dem Schimmer des Handydisplays. Zumindest bekam er noch genug Luft, obwohl er ein ungutes Gefühl hatte. Es war, als wäre er lebendig begraben.

War er das tatsächlich? Befand er sich, ohne es zu wissen, in der Erde, gefangen in einem großen rechteckigen Kasten, der zu seinem Sarg geworden war? Er geriet in Panik. Voller Schrecken erinnerte er sich an einen bekannten Dokumentarfilm, der Bilder von der Exhumierung eines Mannes zeigte, der aus Versehen lebendig begraben worden war. Das Holz im Innern des Sarges war überall zerkratzt und der Leichnam hatte Mund und Augen zu einem furchtbaren Schrei aufgerissen, den niemand hatte hören können. Aber das Schlimmste war, dass die Fingernägel des Toten völlig zersplittert und blutverkrustet waren, genauso wie die offenen Fingerknöchel. Das Opfer

hatte während seines Todeskampfes vergeblich versucht, sich zu befreien ... Würde er, Pascal, auch so enden?

Es kostete ihn Mühe, sich vorzustellen, dass er sich noch immer bei Jules Marceaux befand. Er musste sich zwingen, an etwas Bestimmtes zu denken, musste sich ablenken, etwas tun; er beruhigte sich allmählich; ihm fiel wieder ein, dass er suchen musste, auf welcher Seite der Deckel der Truhe war, wenn er sich aus diesem Gefängnis befreien wollte. Im Schimmer des Handy tastete er die erste Längsseite ab und achtete auf jedes Detail. Nichts. Er tastete die zweite Längsseite ab – mit dem gleichen Ergebnis. Als er sich auf Knien vorwärtsbewegte, zu einer der Seiten, passierte erneut etwas Seltsames: Er fand sie nicht. So einfach und so absurd. Wo eigentlich die hölzerne Wand sein sollte, griffen seine Hände ins Leere. Auch im Lichtschein seines Handys war nichts auszumachen. Unmöglich, so groß war die Truhe nun auch nicht. Wieder strich er über die Begrenzungen links und rechts von ihm, kein Zweifel, sie waren noch da, wo sie sein sollten. Dann streckte er vorsichtig ein Bein aus in Richtung der Wand, die er suchte. Wieder nichts. Sie fehlte unbegreiflicherweise.

Aber warum sah er dann nur Dunkelheit? »Hallo, ist hier jemand?«, rief er laut, und verzögert kam das Echo seiner Stimme zurück und verhallte. Es bestand kein Zweifel, es gab eine Öffnung, eine Truhenwand war verschwunden und an ihrer Stelle tat sich ein langer Tunnel auf. Unbegreiflich, aber wahr. Es hatte keinen Sinn zu warten, nichts war schlimmer als seine derzeitige Situation, also ließ Pascal sich auf alle viere nieder und kroch den Gang entlang. Es war völlig still. Wohin dieser dunkle Stollen wohl führte?

Es war zehn nach zwölf. Würden seine Freunde ihn suchen, oder würden sie davon ausgehen, dass er sich weigerte, verkleidet auf der Party zu erscheinen? Wieder rief er, erhielt jedoch keine Antwort.

Der Tunnel gewann an Höhe, und nach ein paar Dutzend Metern konnte Pascal bereits gebückt gehen. Er tastete die Wände entlang und bemerkte, sie waren in eine Wölbung übergegangen; es fühlte sich an, als wäre er in einer riesigen Röhre. Plötzlich hörte er ein Geräusch vor sich. Erschrocken hielt er an, versuchte, das Dunkel zu durchdringen – und erblickte zwei glänzend gelbe Augen mit schmalen, fast katzenhaften Pupillen, die ihn aus einiger Entfernung betrachteten. Er blieb auf seiner Stelle wie festgewachsen, und seine Anspannung verwandelte sich erneut in Panik. Er war nicht allein. Ein modriger Geruch drang zu ihm, der ihm Übelkeit verursachte. Dieser Blick, der sich inmitten der Finsternis auf ihn gerichtet hatte, verströmte etwas Böses.